

■ Drucksachen

Am 26. März 1871 wurde in Paris die Kommune proklamiert. Lissagaray schildert die Szene in seiner Geschichte des Aufstandes

■ Schwarzer Kanal

Zu Russland und China fällt den Kapazitäten des Westens nichts Neues ein, es geht nur um »Eindämmung« und Destabilisierung

■ Reportage

Abi in Karl-Marx-Stadt: Die ehemals sozialistische Industriestadt im Wandel der Zeit. Erinnerungen an vier prägende Jahre

■ XYZ

Diese Musik braucht Raum: Alfred Brendel und Peter Gülke unterhalten sich über Schubert und Beethoven



MITSUHIKO SATO/AP PHOTO

»Bis heute ist die Angst vor den USA in Nordkorea spürbar«

Gespräch mit Lutz Drescher ■ Über interkulturelle Erfahrungen in Ostasien, die Folgen des Koreakrieges 1950–53 und den Kampf für soziale Gerechtigkeit

Interview: Rainer Werning

Wie verschlug es Sie als Religions- und Sozialpädagogen ausgerechnet nach Südkorea?

In meinen ersten Jahren im Beruf als Gemeindevorsteher ab 1981 war ich in unserer Gemeinde auch Pfarrer Kim Won Bae, ein Mitarbeiter aus Südkorea, tätig. Durch ihn entstanden enge Beziehungen zu Christen in der südkoreanischen Stadt Gwangju. Dort hatte die Militärdiktatur ein Jahr zuvor, im Mai 1980, einen Volksaufstand blutig erstickt und eine Massaker verübt. In Südkorea selbst fielen Nachrichten über diese Geschehnisse der Zensur zum Opfer oder waren grob entstellt. Wir jedoch konnten uns die schockierenden Bilder ansehen, die ein ARD-Korrespondent, Jürgen Hinzpeter, dort heimlich gedreht hatte.



Als ich 1986 gefragt wurde, ob ich bereit sei, über das Evangelische Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS) mit Sitz in Stuttgart nach Korea zu gehen, habe ich umgehend ja gesagt. Viele der Mitglieder und der Pfarrer der Kirche, in der ich mitarbeiten sollte, waren im Widerstand gegen die Militärdiktatur und im Einsatz für Demokratie und Menschenrechte aktiv. Und viele von ihnen waren deshalb zu kürzeren oder längeren Gefängnisstrafen verurteilt worden.

Lutz Drescher ...

... (68, rechts im Foto, hier mit Kim Dae Jung, von 1998 bis 2008 Präsident Südkoreas und Friedensnobelpreisträger des Jahres 2000) war über weite Strecken seines Lebens international tätig. Annähernd ein Jahrzehnt lang arbeitete er im Auftrag der evangelischen Kirche in Südkorea und stand dort in engem Kontakt zur Menschenrechts- und Demokratiebewegung. Ein besonderer Schwerpunkt seines Engagements gilt den Friedensbemühungen auf der Koreanischen Halbinsel. In diesem Zusammenhang hat er auch mehrfach Nordkorea besucht. Drescher ist Ehrevorsitzender der Deutschen Ostasienmission (DOAM) sowie Autor zahlreicher Artikel über Kirche und Gesellschaft in Korea, die auf der Website doam.org publiziert sind

Südkorea befand sich zu der Zeit noch unter der Knute einer Militärdiktatur, wengleich sich Seoul erfolgreich als Ausrichter der 24. Olympischen Sommerspiele 1988 beworben hatte. Doch gerade im Vorfeld dieses sportlichen Großereignisses kam es wiederholt zu massenhaften Protesten und einer »großen Demokratiebewegung«. Wie erlebten Sie diese politisch ebenso bewegte wie bewegende Phase in Südkoreas jüngerer Geschichte?

Am 23. Februar 1987 kam ich in Südkorea an, und schon wenige Tage später hatte ich meine erste Begegnung mit dem teuflisch ätzenden koreanischen Tränengas. Nachdem ein mutiger Arzt öffentlich gemacht hatte, dass ein Student, Park Jong Cheol, in Polizeigewahrsam zu Tode gefoltert worden war, kam es im ganzen Land zu Demonstrationen. In deren Zentrum stand die Yonsei-Universität, an

»Im Februar 1987 kam ich in Südkorea an, und schon wenige Tage später hatte ich meine erste Begegnung mit dem teuflisch ätzenden koreanischen Tränengas«: Studentenrevolte in Gwangju am 9. Juli 1987

■ Fortsetzung auf Seite zwei

■ Fortsetzung von Seite eins

der ich im März 1987 mein zweijähriges Koreanisch-Studium begonnen hatte.

Während einer der zahlreichen Demonstrationen wurde auch der Student Lee Han Yol von einer Tränengasgranate am Kopf getroffen und lag wochenlang im Koma, bis er schließlich starb. Danach nahmen die Demonstrationen noch an Härte zu. Es kam zur »großen Juni-Demokratiebewegung«, die dazu führte, dass das Regime nachgab und einer Direktwahl des Präsidenten zustimmte. Mit Tränen in den Augen erlebte ich, wie am

” Dem nordkoreanischen Atomprogramm wird nicht durch Sanktionen beizukommen sein, sondern nur durch Sicherheitsgarantien, einen Nichtangriffspakt und besser noch durch einen Friedensvertrag.

9. Juli 1987 insgesamt 1,6 Millionen Menschen in einem nicht enden wollenden Demonstrationszug an der Beerdigung von Lee Han Yol teilnahmen und dies zugleich als (Teil-)Sieg über die Diktatur feierten.

Dass es zu diesem Volksaufstand kommen konnte und dieser nicht blutig vom Militär niedergeschlagen wurde, hatte auch damit zu tun, dass 1988 die Olympischen Spiele in Seoul stattfanden und das Regime ganz besonders unter internationaler Beobachtung stand. In Deutschland hatten die Kirchen zusammen mit anderen Organisationen, Vereinen und Initiativen aus der Zivilgesellschaft eine Olympiakampagne ins Leben gerufen, durch die der Demokratisierungsprozess der koreanischen Gesellschaft auch von außen wirksam unterstützt wurde.

Die ersten beiden Jahre in Korea waren eine Phase des (Kennen-)Lernens, nicht nur der Sprache, sondern auch von Orten und Akteuren der Demokratiebewegung in und außerhalb der Kirchen. Ich war nah dran an der Zerstörung Sanggye-dongs, eines Armenviertels am Rande Seouls, das zugleich Symbol der zunehmenden Marginalisierung der Armen war. Ich hatte meine ersten Begegnungen mit dem späteren Präsidenten und Friedensnobelpreisträger Kim Dae Jung, der damals noch unter Hausarrest stand. Dass er, ein einst zum Tode verurteilter Oppositionspolitiker, 1998 zum Präsidenten gewählt wurde, gehört zu den großen Hoffnungsgeschichten des 20. Jahrhunderts.

Was genau war Ihr Betätigungsfeld in dem Land?

Nach meinem Sprachstudium konnte ich tiefer in die südkoreanische Graswurzelbewegung eintauchen. Ich begann meinen Dienst in einer kleinen Kirchengemeinde im damals wohl größten Armenviertel – in Hagye-dong im Norden von Seoul. Bekannt war dieser Ort unter dem Namen »Schweinedorf«, weil dort bis Mitte der 1980er Jahre noch Vieh gezüchtet wurde. Als Viehzucht im Stadtgebiet dann gesetzlich verboten wurde, zogen bald die ersten Menschen in umgebaute Ställe ein. Schließlich waren es zirka 4.000 Personen, die dort lebten. Die Gemeinde, die dort entstand, feierte ihre Gottesdienste in einer aus Backsteinen selbsterbauten Kirche. Eigentlich war es eine Baracke, die nicht nur als Gottesdienstraum diente, wochentags fand dort die Hausaufgabenhilfe für Kinder und Jugendliche statt. An Samstagen kamen Ärzte und Medizinstudenten, um kostenlos zu behandeln. Auch Demonstrationen wurden dort geplant, wenn das Viertel wieder einmal vom Abriss bedroht war.

Das »Schweinedorf« wurde meine neue Heimat. Dort war ich zu Hause, war geerdet und habe gespürt, was den Menschen wirklich unter den Nägeln brannte. Die Menschen dort lebten in ständiger Unsicherheit: »Werden wir unseren Arbeitsplatz behalten und auch unseren Lohn bekommen? Was machen wir, wenn jemand aus der Familie krank wird? Wohin, wenn das Viertel wirklich abgerissen wird?« Immer wieder haben wir Räume eröffnet, in denen die Menschen ihre Sorgen aussprechen und gleichsam ihr Herz ausschütten konnten – im Gespräch und auch im Gebet. Und gleichzeitig haben

wir gemeinsam viel Freude erlebt – und das leckere koreanische Essen genossen.

Diese kleine Gemeinde gehörte zu einer Bewegung, die in der Zeit nach dem Massaker in Gwangju entstanden war. Es waren junge Pfarrerinnen und Pfarrer, von denen viele im Gefängnis waren, die damit begannen, solche Gemeinden in Arbeiter- und Armenvierteln oder auch in Bauerndörfern aufzubauen. Studierende, die ihrer Uni verwiesen wurden, Journalisten, die der Zensur unterlagen, Lehrer, die ihren Job verloren hatten, Gewerkschafter, die inhaftiert waren, schlossen sich ihnen an. Es waren Gemeinden, in denen sich Marginalisierte, sozial Geächtete und politisch Unterdrückte, das sogenannte Minjung, versammelten. In diesen Gemeinden wurde die Erinnerung daran aufrechterhalten, dass Männer und Frauen aus christlichen Gemeinden zur Zeit der brutalen japanischen Kolonialherrschaft (1910-45, jW) in der Unabhängigkeitsbewegung eine zentrale Rolle spielten.

Sie bereisten ebenfalls die Demokratische Volksrepublik Korea (DVRK, auch Nordkorea, jW). Wie gelangten Sie dorthin, was war ausschlaggebend für solche Besuche?

Während der annähernd neun Jahre (1987–95, jW), die ich in Südkorea verbrachte, habe ich bewusst auf einen Besuch in der Volksrepublik verzichtet. Ein solcher Besuch hätte meine Arbeit erschwert. Aber ich bin schon 1989 in Berlin das erste Mal einer Delegation des »Nordkoreanischen Christenbundes« begegnet. Nordkorea und Christen? Wie passt das zusammen, wird sich mancher fragen. Ja, es gibt in der DVRK einen ganz offiziellen Christenbund. Er hat etwa 13.000 Mitglieder, die sich in zwei Kirchen in der Hauptstadt Pjöngjang und in 500 Hauskirchen treffen. Die Tatsache, dass Christen und Kommunisten sich gegen die japanische Kolonialmacht gestellt haben, spielt eine große Rolle. Wenigen ist bekannt, dass Kim Il Sung mütterlicherseits aus einer christlichen Familie stammt. Seine Mutter Kang Pan Sok (Pan Sok bedeutet »der Fels«, jW) war ehrenamtliche Mitarbeiterin in einer Kirchengemeinde, der Chilgol-Kirche. An dem Ort, an dem diese Kirche ursprünglich stand, ließ Kim Il Sung – nach einer ersten, der 1988 errichteten Pongsu-Kirche – im Jahr 1992 eine zweite, eben die Chilgol-Kirche, erbauen. Sie liegt nicht irgendwo versteckt, sondern inmitten eines Neubauviertels.

Ich hatte zuvor mehrfach Delegationen des Nordkoreanischen Christenbundes begleitet. Als ich dann 2001 das Amt des Ostasien-Verbindungsreferenten der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) – wie sie heute heißt – über-

nahm, erhielten wir zum ersten Mal eine Einladung, Nordkorea zu besuchen. Das haben wir dann im Mai gemeinsam mit Vertretern der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) auch getan. Während meiner Amtszeit von 2001 bis 2016 war ich viermal in der DVRK.

Welchen gemeinsamen Erfahrungshorizont teilen Nord- und Südkoreaner? Und was sind die auffälligsten Differenzen zwischen den Menschen nördlich und südlich des sie noch immer trennenden 38. Breitengrads?

Ich bin bei drei meiner vier Reisen in die DVRK bewusst gemeinsam mit in Deutschland lebenden Südkoreanern gereist. Für mich war es spannend mitzuerleben, wie sie die Dinge sehen und erleben. Was oft übersehen wird, wenn wir an die beiden Teilstaaten denken, ist die gemeinsame kulturelle Prägung. Die Urreligion Koreas ist der Schamanismus, ein religiöses Phänomen, bei dem Emotionen und Ekstase eine große Rolle spielen. Solche Emotionalität in Form von tränenüberströmten Gesichtern lässt sich zum Beispiel beobachten, wenn im Norden ein Vertreter der Kim-Familie auftritt – und in Südkorea bei christlichen Gottesdiensten.

Die andere große Tradition, deren Einfluss bis heute im Norden und im Süden wahrnehmbar ist, ist der Konfuzianismus. Wohl nirgends sonst war der Konfuzianismus so ausgeprägt und wirkmächtig wie in der Yi-Dynastie des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Vieles, was uns in Nordkorea zuerst als fremd erscheint, wird vor diesem Hintergrund verständlicher. In Nordkorea begegnet einem nicht nur auf dem sogenannten Ewigkeitsturm immer wieder die Inschrift: »Der Große Führer, Genosse Kim Il Sung, wird ewig mit uns leben.« Was sich zumindest für die Ohren mancher Christen wie Blasphemie anhört, ist angesichts schamanistisch-konfuzianistischer Ahnenverehrung eine Selbstverständlichkeit. In Korea sind die Ahnen präsenter als bei uns. Früher wurden sie oberhalb der Felder begraben, und ihre Nachfahren bestellten ihre Felder »vor den Augen der Ahnen«.

Trotz dieser gemeinsamen kulturellen Wurzeln haben sich die beiden Landesteile im Verlauf der vergangenen 75 Jahre stark auseinanderentwickelt. Zwar wird auf beiden Seiten immer noch betont, dass »in den Adern dasselbe Blut fließt«, aber davon spüren die über 30.000 Nordkorea-Flüchtlinge im Süden wenig. Sie werden eher ausgegrenzt.

Wenn wir die heutige Situation in den beiden Landesteilen betrachten, sind die riesigen Unterschiede unübersehbar. Vor allem wirtschaftlich ist die Situation im Norden sehr schwierig. Es gibt ganz unterschiedliche Zahlen, geschätzt wird jedoch, dass das Pro-Kopf-Einkommen im Norden nur ein Vierzigstel dessen im Süden beträgt. Die Lebenserwartung ist um 15 Jahre geringer, und zwölfjährige Kinder sind durchschnittlich zwölf Zentimeter kleiner. Die Gründe für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Norden sind vielfältig. Die Isolation des Landes spielt dabei ebenso eine Rolle wie die Auslandssanktionen, denen es nun schon seit Jahrzehnten ausgesetzt ist.

Korea ist seit annähernd 75 Jahren geteilt. Was macht es so schwer, dass beide Seiten wieder zusammenkommen? Wie beurteilen Sie die bisherige Politik des Westens gegenüber den Vereinigungsbestrebungen auf der Koreanischen Halbinsel?

Wenn wir das schwierige Thema Wiedervereinigung ansprechen, ist es wichtig, darauf zu schauen, wie sich die Geschichte der Teilung ausgewirkt hat. Der Koreakrieg (1950–53, jW) war schrecklich und hat seine traumatischen Spuren in beiden Teilen des Landes hinterlassen, aber auf je unterschiedliche Weise. In Südkorea ist die Gesellschaft bis heute

tief gespalten. Immer noch werden Teile der Gesellschaft, darunter auch die konservativen Kirchen, von einem militanten Antikommunismus beherrscht, der in der Vergangenheit schreckliche Menschenrechtsverletzungen zur Folge gehabt hat.

Ein anderer Teil der Gesellschaft hat dagegen erkannt, dass der Koreakrieg der erste heiße Konflikt in der Phase des Kalten Krieges war und Korea eben diesem zum Opfer fiel. Kurzum: In gewisser Weise verläuft die Teilung Koreas mitten durch die südkoreanische Gesellschaft und die Millionen Koreaner, die im Ausland leben.

Anders ist es in Nordkorea: Nordkorea wurde im Koreakrieg völlig dem Erdboden gleichgemacht und hatte auch ungleich mehr Opfer zu beklagen. Unvergessen sind dort die US-amerikanischen Bombengeschwader mit ihrer tödlichen Fracht. Bis heute ist die Angst vor dem, was »die Amerikaner« in Korea angerichtet haben und wieder anrichten könnten, in Gesprächen mit Nordkoreanern allseits spürbar. Sicher wird sie auch propagandistisch geschürt und so der innere Zusammenhalt in wirtschaftlich schwierigen Zeiten gestärkt. Aber stets geistert der Gedanke eines »Erstschlags« nicht nur durch die Medienlandschaft, sondern auch durch die Köpfe US-amerikanischer Politiker und Militärs.

Die Angst, dem hilflos ausgeliefert sein zu können, ist der tiefe Grund für das nordkoreanische Atomprogramm. Ihm wird nicht durch Sanktionen beizukommen sein, sondern nur durch Sicherheitsgarantien, einen Nichtangriffspakt und besser noch durch einen Friedensvertrag. Genau das fordern die Kirchen in Nord- und Südkorea gleichermaßen gemeinsam und seit langem.

Wie ist der aktuelle Stand und die Sicht der Regierung in Seoul unter Moon Jae In, was gemeinsame US-amerikanisch-südkoreanische Militärmanöver betritt?

»Die Tage des warmen Frühlings, wie wir ihn vor drei Jahren erlebten, sind vorbei«, erklärte Kim Yo Jong, die Schwester des nordkoreanischen Staatsoberhauptes, just Mitte dieses Monats als Reaktion auf die begonnenen US-amerikanisch-südkoreanischen Militärmanöver. Damit brachte sie zum Ausdruck, dass all die hoffnungsvollen Ansätze seit den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang 2018 neuer alter Feindschaft gewichen sind.

Es gab ja in den vergangenen Jahren teils dramatische Entwicklungen, die weltweit mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Moon Jae In ist 2017 angetreten mit der erklärten Absicht, ein Friedensregime auf der Koreanischen Halbinsel zu errichten. Kim Jong Un, der 2011 ins Amt kam, hat von Anfang an eine doppelte Strategie militärischer Stärke und wirtschaftlichen Aufbaus verfolgt. Es kam zu mehreren Gipfeltreffen auch mit US-Präsident Donald Trump. Das alles hat zu nichts geführt, weil weder die jeweiligen Vorstellungen noch die wechselseitigen Erwartungen zueinander gepasst haben. Vor allem aber ist es gescheitert, weil Washington trotz einiger Vorleistungen von seiten der DVRK darauf nicht mit der erhofften Lockerung der Sanktionen reagierte.

In den Erklärungen der verschiedenen Gipfeltreffen im Jahre 2018 ist stets davon die Rede, dass alle feindseligen Handlungen eingestellt werden. Für den Norden wie auch für die Zivilgesellschaft und die progressiven Kirchen Südkoreas verstößt die Abhaltung von Militärmanövern eindeutig gegen solche Erklärungen. In einer erst kürzlich veröffentlichten Pressemitteilung des Nationalen Kirchenrates Koreas (NCKK) heißt es: »Mit heiligem Zorn fordern wir nachdrücklich die sofortige Einstellung aller militärischen Aktionen und feindseligen Maßnahmen, die zu Konfrontationen und Konflikten auf der Koreanischen Halbinsel führen.«

Sonntag, der 26. März, ist ein Tag der Erneuerung. Paris atmet auf, als sei es einer großen Gefahr entgangen. Das Volk empfindet keinen Zorn mehr, denn es fürchtet nicht mehr. Der Stimmzettel hat das Chassepot (nach seinem Entwickler Antoine Chassepot benanntes Standardgewehr der französischen Armee, jW) verdrängt.

Das Zentralkomitee (der Nationalgarde, das am 18. März 1871 die Macht in Paris übernahm, jW) hatte bestimmt, dass auf je 20.000 Einwohner und auf den Rest von je 10.000 ein Vertreter kommen sollte, im ganzen 90. Die Wahlen sollten nach den Wählerlisten vom Februar 1871 vorgenommen werden. Das Zentralkomitee hatte nur seine Meinung ausgesprochen, dass in Zukunft öffentlich abgestimmt werden solle, weil das dem demokratischen Prinzip am besten entspreche. Die Vorstädte hatten das angenommen, die Wähler von Saint-Antoine (Pariser Vorstadt außerhalb der alten Festungsmauern, jW) rückten im Zuge an, den Stimmzettel offen am Hute, sie zogen an der Bastille vorbei und kehrten in gleicher Ordnung nach ihren Sektionen zurück.

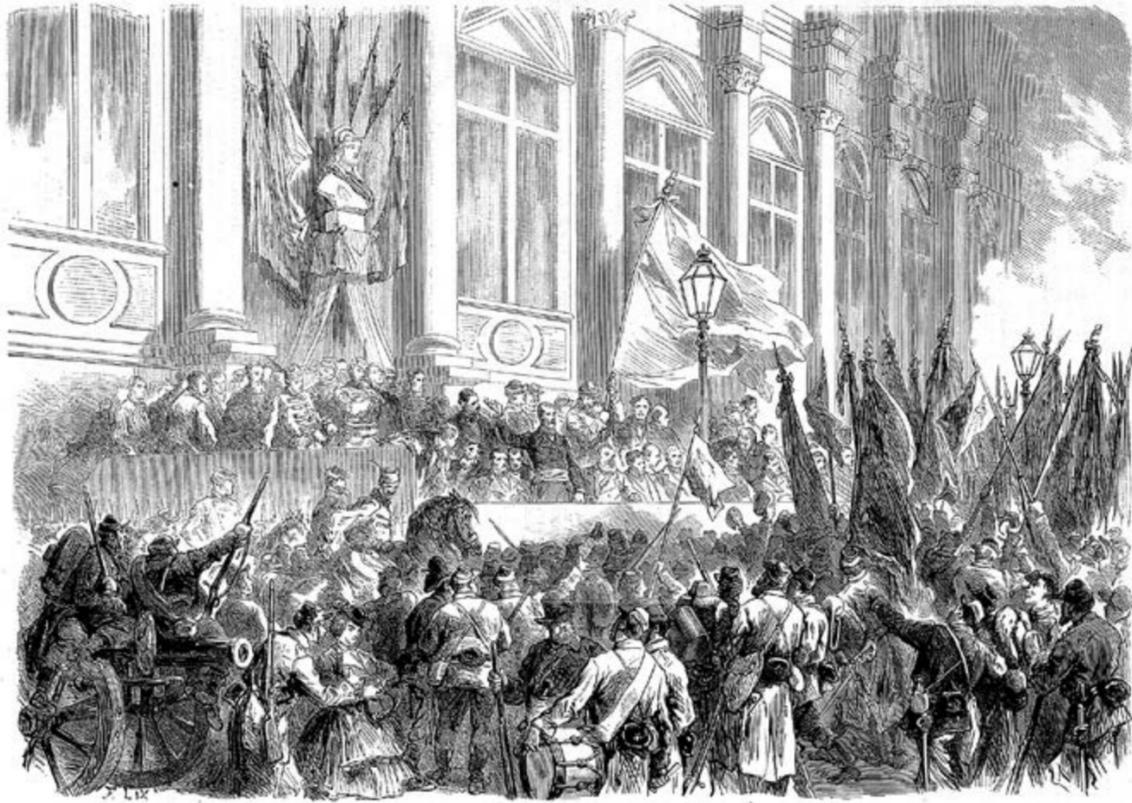
287.000 Wähler stimmten ab. Verhältnismäßig viel mehr als bei den Februarwahlen. Herr (Adolphe) Thiers (1797–1877, war nach den Wahlen vom 8. Februar von der Nationalversammlung zum »Chef der Exekutive« gewählt worden, jW) aber telegraphierte: »Die Wahlbeteiligung ist gering, weil die Freunde der Ordnung nicht stimmen.« Es ist die Abstimmung eines freien Volkes, das weder von der Polizei noch von Intrigen beeinflusst ist. »Die Wahlen gehen heute in voller Unfreiheit vor sich«, telegraphierte Herr Thiers weiter. Die Freiheit war so absolut, dass viele Gegner des Zentralkomitees gewählt wurden, andere starke Minderheiten erzielten – Louis Blanc (1811–1882, utopischer Sozialist und Begründer der Sozialdemokratie in Frankreich, Gegner der Kommune, jW) bekam 5.600, (Joseph) Vautrain (1818–1881, Bürgermeister des 4. Arrondissement, Gegner der Kommune, jW) 5.133 Stimmen usw. –, und dass es keinen einzigen Wahlprotest gab.

Am anderen Tage zogen 200.000 von den »Elenden«, wie Thiers die Pariser Volksmassen nannte, nach dem Stadthaus, um ihre Erwählten dort einzuführen. Mit klingendem Spiel, die phrygische Mütze (von den Jakobinern in der Revolution von 1789 getragen: Sie meinten irrtümlicherweise, die Mütze hätten in der Antike freigelassene Sklaven getragen, jW) auf der Fahnen Spitze, rote Bänder am Gewehr, marschierten die Bataillone, aufgefüllt von Soldaten der

Journalist ■ Prosper-Olivier Lissagaray

Ein Blitzstrahl

Am 26. März 1871 wurde in Paris die Kommune proklamiert. Lissagaray schildert die Szene in seiner Geschichte des Aufstandes. Ein Auszug



»Ganz Paris war dabei!«: Präsentation der Wahlergebnisse am 26. März 1871

Linie, Artilleristen und Matrosen, die Paris treu geblieben waren, durch alle Straßen nach der Place de Grève. Mitten vor dem Stadthaus ist eine große Tribüne gebaut, gekrönt von der Büste der Republik, die mit roter Schärpe geschmückt ist. Hundert Bataillone marschieren auf, die Sonne spiegelt sich in ihren Bajonetten. Die keinen Zugang zum Platz fanden, erfüllen die Quais, die Rue de Rivoli und den Boulevard de Sébastopol. Vor der Estrade sammeln sich die Fahnen, die meisten rot, andere dreifarbig. Lieder erschallen, die Marseillaise und der Abschiedsmarsch, die Trompeten schmettern, und die Kanone der Kommune von 1792 (aufständische Kommune in Paris 1792–1794, jW) donnert am Quai.

Die Mitglieder des Zentralkomitees und der Kommune mit roter Schärpe erscheinen

auf der Tribüne. (Gabriel) Ranvier (1828–1879, Porzellanmaler, kämpfte bis zum letzten Tag der Kommune bewaffnet, dann Exil in England, jW) spricht: »Das Zentralkomitee legt seine Vollmachten in die Hände der Kommune. Bürger, mein Herz ist von solcher Freude erfüllt, dass ich keine Rede halten kann. Erlaubt mir nur, den Ruhm des Pariser Volkes zu verkünden um des großen Beispiels willen, das es der Welt gibt.«

Ein Mitglied des Zentralkomitees proklamiert die Gewählten. Man will keine weiteren Reden, kaum, dass Ranvier in einer Pause den Ruf ausstoßen kann: »Im Namen des Volkes, die Kommune ist proklamiert!« Ein einziger Schrei antwortet: »Es lebe die Kommune!« Die Mützen tanzen auf den Bajonettspitzen, die Fahnen flattern, aus den Fenstern, von den Dächern

winken Tausende von Tüchern. Kanonenschläge, Musik, Fanfaren, Trommeln. Die Herzen schlagen hoch, in den Augen glänzen Tränen. Niemals seit dem Föderationsfest von 1790 (gefeiert am ersten Jahrestag des Sturms auf die Bastille vom 14. Juli 1789, jW) ist Paris im Innersten so erschüttert worden.

Bestürzt kehrten die Agenten des Herrn Thiers zurück: »Ganz Paris war dabei!« (...) Die Blinden hätte dieser Blitzstrahl erleuchtet. 287.000 Wähler, die alle in denselben Ruf einstimmten, das beweist, dass hier nicht ein geheimnisvolles Komitee, eine Handvoll Verschwörer und Banditen am Werk sind, wie man seit zehn Tagen (seit dem 18. März, jW) erzählt. Hier ist eine gewaltige Kraft im Dienste der einen Idee: kommunale Autonomie.

(Prosper-Olivier) Lissagaray: **Der Pariser Kommune-Aufstand. Soziologische Verlagsanstalt, Berlin 1931, Seiten 155–157**

Der Schwarze Kanal ■ Von Arnold Schölzel

Mottenkiste geöffnet

Der »Atlantic Council«, eine 1961 in Washington gegründete sogenannte Denkfabrik des US-Regierungsapparats, veröffentlichte am 24. Februar eine Ausarbeitung unter dem Titel »Russland nach Putin: Wie der Staat wiederaufzubauen wäre«. Als Autoren wurden der schwedische Wirtschaftswissenschaftler Anders Åslund, in den 90er Jahren Berater der Präsidenten Russlands, Boris Jelzin, und der Ukraine, Leonid Kutschma, sowie der russische Oppositionspolitiker Leonid Gosman, 1992 Berater der Regierung von Jegor Gaidar, später des Chefs der Präsidentschaftsverwaltung, Anatoli Tschubais, genannt. Die Namen Jelzin, Gaidar und Tschubais gehörten um das Jahr 2000 herum zu den verhassten in Russland, sie standen für den Ruin der Wirtschaft im Zeichen von Privatisierung und Demokratie und die daraus folgende Verelendung – bis hin zu Hunger, Zusammenbruch des Gesundheitswesens und Ausfall der Rentenzahlungen. Åslund und

Gosman haben aus der Erbitterung enttäuschter Kolonialisten heraus ein Hetzpamphlet verfasst – plazierte zum Start der neuen US-Präsidentschaft.

Ähnlich steht es um ein Dokument, das der »Atlantic Council« am 28. Januar veröffentlicht hatte. Als Autor wurde »Anonymous« angegeben. Am Freitag verglich es nun Eberhard Sandschneider, emeritierter Professor für die Politik Chinas an der Freien Universität Berlin, in der *Neuen Zürcher Zeitung* mit einem der folgenreichsten strategischen Konzepte des Westens der Nachkriegszeit: mit dem Vorschlag des US-Diplomaten George F. Kennan (1904–2005), gegenüber der Sowjetunion eine Politik des »Containment«, der »Eindämmung«, zu führen. Kennan verband dies mit wirtschaftlicher und militärischer Stärkung Westeuropas durch die USA. Mit dem Untergang der Sowjetunion, so Sandschneider, schien sich Kennans Vision erfüllt zu haben. Allerdings sei es mit Russland »nicht einfacher« gewor-

den und den USA »ein neuer formidabler Gegner in Gestalt der im Unterschied zur UdSSR wirtschaftlich erfolgreichen und machtpolitisch immer selbstbewussteren Volksrepublik China erwachsen«. Dem anonymen Autor des »Atlantic Council« gehe es wie Kennan um eine »Eindämmung« Chinas, »im Idealfall sogar um einen »Regime-Change«, also die Ablösung der Kommunistischen Partei und vor allem um die Beseitigung des chinesischen Präsidenten Xi Jinping und seiner machtpolitischen »Clique«, wie es im Text heißt. Die USA sollten zunächst ihre innere Stärke wiedergewinnen, um dann »Verwerfungslinien im politischen System Chinas, insbesondere die Politik des Präsidenten zu benennen und zu kritisieren, ohne China als Ganzes anzugehen«. Hilfreich sei dabei, »das Verhältnis zu Russland zu korrigieren, um eine vertiefte Allianz zwischen China und Russland zu verhindern«.

Sandschneider nennt den Ansatz einen der »aggressivsten in der derzeitigen

amerikanischen China-Diskussion«, weil er letztlich auf »Destabilisierung des politischen Systems in China« setze. Er bezweifelt aber, ob »Eindämmung« ins 21. Jahrhundert passt. Denn: »China stützt sich nicht auf Ideologie und militärische Kapazitäten, sondern auf wirtschaftliche Leistung, technologischen Vorsprung und pragmatische Ambitionen.« Ein solches Land lasse sich »nicht so ohne weiteres eindämmen«. Die Herausforderung bestehe vielmehr darin, »mit dem Aufstieg Chinas zu leben«. Die bisherigen Antworten des Westens erlaubten allerdings »wenig Optimismus, dass in dem modischen China-Bashing unserer Tage erfolgversprechendere Antworten gefunden werden können«. Sandschneider beendet seinen Text mit der Warnung, »reflexartig in die Motte des Kalten Krieges zu fassen«. Eine einsame Stimme. Zu Russland und China fällt den Kapazitäten des Westens nichts Neues ein.

Sandschneider beendet seinen Text mit der Warnung, »reflexartig in die Motte des Kalten Krieges zu fassen«. Eine einsame Stimme. Zu Russland und China fällt den Kapazitäten des Westens nichts Neues ein.

Vor über 50 Jahren, im Juni 1970 in Karl-Marx-Stadt, feierten Schüler der 12. Klassen der Friedrich-Engels-Oberschule die bestandenen Abiturprüfungen in der Wernesgrüner Bierstube »Zum Gülden Bock« am Rosenhof. Der harte Kern zog nach dem Besäufnis zum Busbahnhof, um sicherzustellen, dass die im Umland wohnenden Klassenkameraden ihre Anschlüsse erreichten. Auf dem Weg zum damals modernsten Busterminal der DDR entstand die Idee zu einem ultimativen Abigag: Badusan in den Klapperbrunnen, der als dekoratives Element auf dem Bahnhofsvorplatz mit kippar gelagerten Schalen versehen war, die je nach Füllstand nach unten klappten. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen: Nach etwa zwei Stunden überzog eine etwa einen Meter hohe Schaumschicht den Vorplatz, es roch nach Fichtennadel und in den Nasen der herbeieilenden Volkspolizei nach Sabotage. Die Täter wurden nie ermittelt.

Doch zurück zum Anfang. In der Festschrift »50 Jahre Abitur 1970–2020 – EOS Friedrich Engels« liest sich das so:

»Es war ein grauer, kühler und regnerischer Spätsommertag, dieser 1. September 1966. Einhundertundneun 14- und 15jährige Schüler erklimmen nach den Sommerferien den Kaßberg. Ehrfürchtig durchschritten sie das Eingangportal der Erweiterten Oberschule »Friedrich Engels« und wurden in die Aula geleitet. Nach richtungweisender Rede des Direktors dann das erste Kennenlernen im Klassenzimmer. Manche kannten sich aus der vorhergehenden Schule, die meisten aber sahen sich zum ersten Mal. Platz aussuchen, sich vorstellen, erste zurückhaltende Gespräche. (...) Die Beatles waren ein Thema, der neue und für manchen Waldbewohner lange Schulweg ein anderes; die beginnende Kulturrevolution in China sicher keins.

Schritt für Schritt nahmen wir die Penne, die für die folgenden vier Jahre unser zweites Zuhause werden sollte, in Besitz. Regeln für das Zusammensein wollten gefunden und Disziplin für den Unterricht entwickelt werden. Die tägliche Milch in der großen Pause war okay, das »Im-Kreis-Laufen« auf dem Schulhof nicht jedermanns Geschmack. Das Schulessen war mal so, mal so.

Kollektivbildende Zeit

Ein Glücksfall, so scheint es heute, war das temporäre Experiment des Ministeriums für Volksbildung der DDR, an unserer Generation das Konzept »Abitur mit Berufsausbildung« zu testen. Es hatte den Vorteil, dass wir während der vier Jahre monatlich etwas »Kohle« bekamen und neben dem Abi auch noch einen abgeschlossenen Beruf vorweisen konnten.

Müßig wäre, in der vorliegenden Schrift auf den Zweck unseres Daseins an der FES – das Lernen – einzugehen. Das musste schon damals jeder für sich entscheiden und liegt wohl auch rückblickend noch immer im Auge des Betrachters. Festzustellen ist aber dennoch, dass wir alle in jenen Jahren eine exzellente fachliche Ausbildung und humanistische Prägung erfahren haben – dank ambitionierter Pädagogen und günstiger, weitestgehend sorgenfreier Bedingungen.

In dieser Reminiszenz sollten zwei Erfahrungen nicht fehlen: Seedorf, das jährlich durchgeführte Zeltlager auf Rügen, und die viermal im Jahr stattfindenden Schülerbälle. Wahrscheinlich so vom Pädagogischen Rat der Schule nicht konzipiert, waren es doch wichtige Maßnahmen für uns Pubertierende auf dem Weg zum Erwachsenwerden. Erste sexuelle Erfahrungen, das Entstehen und Verlöschen einer Liebe bis hin zu Partnerschaften, die die Zeiten überdauert haben – all das verdanken wir auch unserer Penne.

Der Weg zum Abi dauerte – damals gefühlt – vier lange Jahre. Aufgelockert wurde das träge Streben durch Wandertage,



ARCHIV STEFFEN BAYER

Abi in Karl-Marx-Stadt

Die ehemals sozialistische Industriestadt im Wandel der Zeit. Erinnerungen an vier prägende Jahre. **Von Steffen Bayer**



ARCHIV STEFFEN BAYER

Das Wohngebiet »Fritz Heckert« (unten) und der Rote Turm: Umschlaggestaltung einer Ende der 80er Jahre vom Rat der Stadt herausgegebenen Broschüre



Die Erweiterte Oberschule Friedrich Engels in Karl-Marx-Stadt

Klassenfahrten und Tanzstunde. Vorausschauende machten die Fahrerlaubnis, andere holten sich ihre Bestätigung im außerschulischen Sport oder bei der Teilnahme an Mathe- und Russisch-Olympiaden.

Ein bemerkenswerter Vorgang war etwa zur Halbzeit die sogenannte Studienlenkung: Offiziere wurden gebraucht und Lehrerinnen sowieso. Wer seine berufliche Perspektive exotischer plante, hatte meist mit den »Mühen der Ebenen« zu kämpfen.

Im März 1970 trafen sich Willy Brandt und Willi Stoph in Erfurt und leiteten eine Wende in den deutsch-deutschen Beziehungen ein. Im April erklärt Paul McCartney auf einer Pressekonferenz seine Trennung von den Beatles. Von diesen Weltereignissen unbeeindruckt, fieberten wir den Abprüfungen entgegen. Vierjährige Erfahrung im »Spicken« und tolerante, nachsichtige Lehrer waren der Garant für unseren Erfolg. Natürlich auch Strebsamkeit, wenn einer das so sehen möchte.

Ein letztes Mal Seedorf war für viele der endgültige Abschied von unserer geliebten, manchmal auch verhassten Penne. Wir liefen aber auseinander, ohne wirklich Abschied zu nehmen. Das mussten wir wohl auch nicht; die Klassentreffen in den darauffolgenden 50 Jahren sind der Beweis, dass unsere Schulzeit durchaus »kollektivbildend« war. Wir sind uns nach all den Jahren nicht fremd geworden und haben uns immer noch etwas zu sagen. Danke also unserer Friedrich-Engels-Oberschule und ihren Lehrern für die schöne und prägende Zeit.«

Eine Stadt wird groß

Unsere schulische Ausbildung fiel zweifellos in die prosperierendste Epoche der Stadtentwicklung. Nachdem das »sächsische Manchester« im Zweiten Weltkrieg zu 80 Prozent zerstört worden war, schuf ein engagiertes Wiederaufbauprogramm bis Mitte der 70er Jahre eine moderne sozialistische Industriemetropole. Das in der Folgezeit aufgelegte Wohnungsbauprogramm, zinslose Kredite für junge Ehen und andere sozialpolitische Maßnahmen führten ein Jahrzehnt später zur höchsten Einwohnerzahl nach dem Krieg.

Allein im Fritz-Heckert-Gebiet sicherte die Fertigstellung von neuen Wohnungen eine Verbesserung der Lebensbedingungen von rund 85.000 Einheimischen und Zugezogenen.

Und ja, es lebte sich gut in dieser Stadt. Aus den Trümmern entstand von West nach Ost die Magistrale Am Rosenhof und Straße der Nationen. Die Tangente beherbergte unzählige Fachgeschäfte, Modehäuser, Cafés und Restaurants. Die »Kosmos-Bar«, der »Stadtkeller« oder die Tanzbar »Moskau« führten auch in den Nachtstunden zu Betriebsamkeit auf dieser Flaniermeile. Mit der Fertigstellung des Hotels »Kongress« und der Stadthalle wurde das touristische und kulturelle Angebot für die Einwohner und ihre Gäste spürbar erweitert. Zu einem politischen Höhepunkt wurde 1971 die Einweihung der zwölf Meter hohen Bronzebüste von Karl Marx; im lokalen sächsischen Sprachgebrauch fürderhin als »Nischel« bezeichnet.

In jenen 40 Jahren bot die Stadt Tausenden ausländischen Bürgern Zuflucht, Ausbildung und Arbeit sowie zeitweilige Heimat. Bereits Anfang der 50er kamen politisch Verfolgte und ihre Familien aus Griechenland, die erst mit dem Ende der Militärjunta 1974 zurückkehren konnten. Nach dem Pinochet-Putsch konnten sich von Folter und Tod Bedrohte aus Chile hier sicher fühlen. In den 60er bis in die 80er Jahre holte die DDR Vertragsarbeiter aus Polen, Ungarn, Kuba, Vietnam, Angola und Mosambik nach Karl-Marx-Stadt. Neben einer beruflichen Aus- und Weiterbildung sollten sie vor allem für eine Entspannung auf dem Arbeitskräftemarkt in der boomenden Industriemetropole sorgen.

In der kollektiven Erinnerung an jene Zeiten kommen Ausländerfeindlichkeit und -hass nicht vor. Das sollte sich erst nach dem Überstülpen »freiheitlich-demokratischer Werte« grundlegend ändern ...

Die Klassentreffen dieser Jahre belegen, dass sich die ehemaligen Abiturienten in der Gesellschaft einzurichten wussten, dass Angst vor beruflichem und sozialem Abstieg kein Thema war. Der heutige Rückblick auf diese Jahre ist mehrheitlich

positiv besetzt. Erst das bundesdeutsche Ministerium für Wahrheit, die Bundeszentrale für politische Bildung und gleichgeschaltete »Qualitätsmedien« lehrten uns nach der Übernahme, unter welcher unvorstellbarem Maß an Überwachung und Unterdrückung wir leben, lieben und leiden mussten.

Über die Nachwendzeit in unserer Heimat schrieb der Wirtschaftshistoriker und jW-Autor Jörg Roesler im Oktober 2018 im *Freitag* von einem »Niedergang, wie ihn die Industriestadt Chemnitz in ihrer Geschichte noch nie erlebt hat«. Fürwahr, und: »Ende der 1980er Jahre waren die Hälfte der Betriebe und ein Drittel der Industriebeschäftigten Sachsens in Karl-Marx-Stadt zu Hause.«

Von dem Wüten der Treuhand und der Besetzung von Führungspositionen in Wirtschaft und Behörden, Justiz, Bildung und Medien durch importierte »Spitzenkräfte« hat sich die Stadt bis heute nicht wieder erholt. Ein Bevölkerungsrückgang um 25 Prozent, einhergehend mit dem höchsten Wohnungsleerstand aller deutschen Großstädte, sprechen eine eindeutige Sprache. Auffällig ist bei einem Spaziergang durch die Stadt oder beim Blick in die Regionalpresse, dass freie Wohnungen kaum beworben werden. Was sollen auch Werbeaufwendungen, wenn ohnehin keine Nachfrage besteht. Der Altersdurchschnitt liegt in Chemnitz deutlich über dem des Bundes; die Einwohnerzahl ist weiter rückläufig. Die ehemals stolze Industriestadt steuert der Agonie zu.

Stolz und Scham

Die Treffen der Mitschüler wurden auch nach der Landnahme durch die »Wessis« fortgeführt. Ende der 90er wurde offenbar, wie viele Biographien zu Bruch gegangen bzw. ernsthaft beschädigt worden waren. Lehrerinnen waren entlassen worden, Offiziere geschasst, Diplomingenieure blieben arbeitslos. Selbständigen wurden langjährige Kreditlinien durch die neuen Banken storniert. Manche »machten rüber«.

Im Rahmen eines länger zurückliegenden Klassentreffens entstand die Idee, ein Buch mit den Lebenslinien der ehemaligen

Abiturienten, ein Buch über eben diese Brüche zu schreiben. Das Projekt wurde mehrheitlich abgelehnt – aus Scham, dieses vermeintlich individuelle Versagen offenzulegen. Ein ehemaliger Offizier schrieb in seiner Absage: »Ich bin froh, nach der Wende nicht in Kriegsgefangenschaft gekommen zu sein. Ich verfress' jetzt meine kleine Rente; damit soll es gut sein.« Welch ein Statement für einen Offizier der einzigen deutschen Armee, die keine anderen Völker überfallen hat! Dennoch, auch bei zunehmend auseinanderdriftenden politischen Positionen zum aktuellen Weltgeschehen – der persönliche Zusammenhalt blieb bis heute bestehen. Eine Mitschülerin beschrieb das in einer E-Mail nach dem letzten Treffen so: »Wenn man bedenkt, dass man nur vier Jahr zusammen war, was sich aber viel länger anfühlt, ist das schon ein großes Phänomen. Heimat ist eben nicht nur ein Ort, sondern auch ein Gefühl; und dieses Heimatgefühl hatte ich wieder nach all unseren Gesprächen.«

Dennoch, die heimatlichen Gefühle unserer Generation der Geburts- und Heimatstadt gegenüber beginnen zu bröckeln. Mag es am fortschreitenden Alter liegen, am zunehmenden Verblässen guter Erinnerungen oder eher an der inneren Verfasstheit dieser Stadt 30 Jahre nach dem gesellschaftspolitischen Wandel. Nein, früher war nicht alles besser. Es war nur deutlich wärmer.

Seit Oktober vergangenen Jahres ist klar: Chemnitz wurde zur Kulturhauptstadt Europas 2025 gewählt. Wünschen wir der Stadt auf dem Weg dahin Erfolg. Das von einer Bonner Verlagsgruppe initiierte *Topmagazin Südwestsachsen*, Ausgabe Winter 2020/2021, widmete diesem Event breiten Raum. Im Entrée lädt es die Chemnitzer schon einmal zum Winterurlaub und »alpinen Powershopping« nach Kitzbühel ein.

Der Ort unserer geselligen Treffen nach dem Unterricht, der »Güldene Bock« am Rosenhof, wurde kurz nach der Wende abgerissen. Die Schaumorgie am Klapperbrunnen erfuhr keine Fortsetzung durch nachfolgende Abiturientengenerationen.

Sic transit gloria mundi.

Wenn zwei Berufene sich zusammen auf eine Bühne setzen und vor Publikum miteinander über Themen wie die Interpretation von Musik und zwei ihrer größten Vertreter reden, darf eins sich freuen, wenn die Gespräche – sie gehen pandemiehalber am Ende in einen Briefwechsel über – jetzt als Buch vorliegen: »Die Kunst der Interpretation. Gespräche über Beethoven und Schubert«.

Alfred Brendel, am 5. Januar dieses Jahres 90 geworden, bis zu seinem Rückzug ins Privatleben weltweit gefeierter Pianist, sowie Peter Gülke, 86, erfolgreicher Dirigent, zugleich der philosophisch inspirierte Dichter unter den Musikwissenschaftlern, trafen sich, vom Festival Schubertiade eingeladen, mehrmals im österreichischen Schwarzenberg und sprachen miteinander.

Brendel macht mit einem Vortrag über Schuberts letzte drei Sonaten den Anfang. Das musste wohl schon aus Gründen ausgewogener Buchproportionen so sein. Denn zusätzlich zu beider hauptberuflicher Tätigkeit als ausübende Musiker ist Gülke auch im Nachdenken, Schreiben und Reden über Musik im Hauptberuf tätig, seine Beiträge sind umfangreicher; Brendel publiziert seit seinem Abschied von der Bühne nicht mehr so ganz nebenberuflich, mit allerdings beachtlich anhaltender Resonanz.

»Utopische Dynamik«:
Alfred Brendel



IMAGO/LEEMAGE

Das schönste Chaos, das man sich vorstellen kann

Diese Musik braucht Raum: Alfred Brendel und Peter Gülke unterhalten sich über Schubert und Beethoven. **Von Stefan Siegart**



SEBASTIAN KAHNERT/DPA

»Motive sind Lebewesen«: Peter Gülke

Die Kapitelüberschriften am Beginn verleiten zu dem Irrtum, da würden Komplexe wie der Lied- und der Opernkomponist Schubert, Musik und Humor, Wiederholungen, Goethe und das Lied oder Schuberts Opposition gegen Beethoven Punkt für Punkt bündig abgehandelt. Aber die Protagonisten bewegen sich so frei flottierend durch die Themenfelder, dass die Überschriften sich als Zwischentitel erweisen. Einiges taucht wiederholt auf. Beim Thema Liedinterpretation steuert Brendel in einem seiner Briefe aus

London in der letzten Runde zu diesem Gegenstand sogar eine längere Liste von »Ratschlägen für Liedpianisten« bei; die Frage, auf die er dabei kommt – warum gibt es »eigentlich kaum Liedpianistinnen«? – überrascht durch ihre Berechtigung.

Würze des Zufalls

Schumanns vielzitierte Begeisterung über die »himmlischen Längen« in Schuberts großer C-Dur-Sinfonie lässt Brendel auf

einen zentralen Punkt in Schuberts Musik kommen: die selbst im Vergleich mit Beethoven oft extreme Dauer der Sätze seiner Sinfonien, Sonaten, seiner Kammermusik. Sie ist, per Uhr erfassbar, objektiv vorhanden. Aber schon das von vielen Zuhörenden bis heute beklagte Fehlen der gewohnten diskursiven Verläufe, die endlos erscheinenden Wiederholungen des gefühlt Immergleichen strapazieren die Aufmerksamkeit, lassen das Stück subjektiv länger erscheinen; Schubert verlangt offensichtlich nach einem anderen Hören, nach einem, das der Andersartigkeit solcher Musik gerecht wird und am Ende mit Glück vielleicht sogar in ihren Bann gerät. Aber Brendel kennt Gegenbeispiele. In den »Moments musicaux« oder der Sonate a-Moll D 784 kann Schubert »beispielhaft knapp sein«, sagt er und resümiert: »Schubert braucht Raum, um sich frei und sinnvoll bewegen zu können.«

Wozu das? Bei einem der Treffen hörte man sich auf der Bühne in Schwarzenberg gemeinsam die Aufnahmen des von drei Pianisten – Brendel dabei – vorgetragenen Beginns von Schuberts B-Dur-Sonate an. Eine Musik, die nicht – wie dagegen meist bei Beethoven – zwei, sondern drei Themen hat und diese in einer Weise behandelt, für die das im wienerklassischen Sonatenhauptsatz gebräuchliche Wort »Durchführung« eher unbrauchbar ist; Schubert geht mit seinen Themen deutlich anders um als die Wiener Klassiker. Ihn interessieren weniger die horizontalen Linien der Stimmen, ihre sich samt Tonartenmodulation in verwickelter Progression logisch auf ein Ziel hinbewegende Gedankendynamik – er sucht das freie Feld, den Welten- und

Himmelsraum von Melodien überspannter Harmonik. »Klassische Formen«, sagt Brendel, »stecken Grenzen ab. Der Raum, in dem Schubert sich bewegt, hat mit solchen Eingrenzungen nur mehr wenig zu tun. Mozarts Form ist ein ständiger Nachweis scheinbar zwang- und absichtloser Vollendung. Bei Beethoven ist Form der Triumph der Ordnung über das Chaos, ein Triumph auch der Übereinstimmung mit dem, was »ausgedrückt« werden soll.« Schuberts Form aber ist »ein zu wahrenes Dekor, ein »Flor der Ordnung« – wenn ich mein Lieblingswort von Novalis verwenden darf –, durch den das schönste Chaos schimmert, das man sich vorstellen kann.«

Harmonien – in der Notenschrift sind sie die Vertikale – und Themen – sie sind die Horizontale – waren für Schubert, so Gülke, etwas fundamental anderes, als sie es für Haydn, Mozart und Beethoven waren: »Für Schubert und nicht nur für ihn sind harmonische Räume Lebensräume, Themen bzw. Motive sind Lebewesen.« Brendel fällt zum damit hergestellten Naturbezug – alles immer noch zum Thema: Schuberts Umgang mit dem Großvorbild Wiener Klassik – die moderne Naturwissenschaft ein. Für nicht wenige Naturwissenschaftler existiert Natur nicht nach einem geordneten Plan, strikt organisiert wie von einem Weltingenieur, sondern eher, »wie der Zellgenetiker François Jacob« schreibt, »gesteuert von einer Art »Bastler«, der mit vorhandenen Komponenten operiert, so gut es geht«. Schubert, folgert Brendel, könne also in etwa so komponiert haben: »Er hält sich an das vorhandene Grundmaterial, das ihm meist schon der Beginn der Komposition in die Hand gibt, er ordnet, arrangiert,

variiert, entwickelt oder kommentiert mit Hilfe von Spiel- und Arbeitshypothesen, die einen kleinen, aber wichtigen Freiraum offenlassen für die Würze des Zufalls, der Laune, des Laisser-faire.«

Vorzug des Schwebens

So lässt sich aus den Gesprächen Brendels und Gülkes – allein im Erwägen dessen, was Schubert verglichen mit Beethoven nicht hatte und umgekehrt – viel über beide Komponisten erfahren. Gleichwohl ist Schubert, dieser unscheinbare Mensch mit dem Kraushaar und den kleinen runden Brillengläsern auf der Knollennase, der eigentliche Held dieses Buchs. Eins erfährt viel über seine drei letzten Sonten, besonders über deren letzte in B-Dur. Was das Verhältnis zu Beethoven angeht, liegen Peter Gülke, Autor eines schwierig-großartigen Standardwerks über Schubert, vorab zwei Spät- und Hauptwerke am Herzen, die große C-Dur-Sinfonie und die As-Dur-Messe aus dem letzten Lebensjahr; in ihnen stellt sich Schubert – voller Ehrfurcht und zugleich voller Ichstärke – der Größe seines Abgotts.

Zu betont diskret ausgetragenen Meinungsverschiedenheiten kommt es bei Fragen wie der des Verhältnisses von »Leben und Werk« – welche Verbindungen, wenn überhaupt, bestehen zwischen den Kompositionen und den persönlichen und historischen Umständen, in denen ihr Autor lebt? Für Brendel existieren zwischen Werk und Autor keine Schnittmengen, beide sind weder »kongruent noch kompatibel«, es handelt sich für ihn geradezu um »verschiedene Kategorien«. Man fragt sich an Stellen wie diesen, inwieweit die Positionen beider Gesprächspartner auch davon geprägt sind, dass der eine Schule und Hochschule in der Nachkriegszeit in Graz und Wien absolvierte, der andere in Weimar und Leipzig. Denn beim Thema »Werk versus Biographie« kennt Gülke keine Unvereinbarkeiten. Er erweist sich nicht zuletzt mit einem wunderschönen Hegel-Zitat auf Seite 142 als Dialektiker.

Den Beschreibern und Deutern keiner anderen Kunstgattung fällt es so schwer wie denen der Musik, sich ihrem Gegenstand und seiner »durch ihre »weltferne« Materialität begünstigte(n) Autonomie« mit Hilfe des Worts zu nähern, so Gülke; keine zweite Kunst verweist so sehr auf ein für Außenstehende weithin kryptisches »Fachchinesisch«. Mit dem Dichter Paul Valéry erinnert er daran, dass dem veröffentlichten Werk »das Vorläufige und Nichtwiederholbare (...), das Augenblickliche und die Mischung von rein und unrein, Ordnung und Unordnung« fehle. Insoweit sei die dem Urheber durch Veröffentlichung unerreichbar gewordene Arbeit – »das Werk« – nach Valéry eine »Verfälschung«. Indes treiben in der Momenthaftigkeit einer Musik, in ihrem Schweben zwischen Ordnung und

Chaos, Urheber und Interpret ihr Wesen. »Die Person des Autors ist das Werk seiner Werke«, spitzt Gülke per Zitat aus den »Cahiers« von Paul Celan diese Gedanken zu und fügt ihnen schelmisch ein launig aufgeklärtes Bonmot aus dem 18. Jahrhundert hinzu: »Jean-Philippe Rameau sei so ausschließlich Musiker gewesen, dass, wenn er das Klavier zugeklappt habe, keiner mehr im Raum gewesen sei.«

Besondere Reibung

Auch die mitunter komplizierte Dialektik von Kopf und Herz, von analytischem und empathischem Hören, ist Gegenstand der Erörterung. »Es macht Spaß«, sagt Gülke – und bricht dergestalt »eine Lanze für den »Musicus doctus!«, über die Stücke, ihre Struktur und um sie herum einiges zu wissen, es hilft auch dem emotionalen Verhältnis zu ihnen. (...) Ich analysiere Musik doch nur, um sie noch schöner finden zu können, als ich sie sowieso schon finde.« In der ausführlichen Diskussion des neben der Großen Fuge op. 133 grundstürzenden Beethoven-Werks, der Hammerklaviersonate op. 106, verbindet Gülke die normative Beschreibung seiner Arbeitsweise mit einer charmanten Verbeugung vor dem Pianisten: »Wie immer ich mich anstrengte, alle zu Gebote stehenden Instanzen des Begreifens bemühe, mich einzufühlen, zu analysieren und beides zusammenzubringen versuche – ich hole Sie nicht ein, der Beethoven op. 106 hundertmal oder noch öfter gespielt hat, beim Lesen der Noten virtuell in die Tasten greift, jeden Griff nachempfindet.« Subjektive, nein, besser persönliche Einblicke in die unmittelbare Befindlichkeit und Empfindlichkeit dessen, der interpretierend in die Tasten greift und sich angesichts eines so oder anders gestimmten Publikums in diesem oder jenem Saal zu dieser oder einer früheren Zeit so oder so fühlt, gibt Alfred Brendel nun aber leider nicht.

Bei Beethovens Opus 106 kommen die Herren auf keinen gemeinsamen Nenner. Für Gülke in Weimar ist dieses Werk in seinen schroffen Klüften »ein Ungetüm von Sonate«; hätte Schubert sie hören können, mutmaßt Gülke, er wäre schockiert gewesen, er hätte womöglich Beethoven für jemanden gehalten, der sich in diesem Opus 106 »verstiegen habe«. Der andere, Brendel in London, nimmt solche Auslassungen »mit Vergnügen, wenn auch mit leichtem Entsetzen« zur Kenntnis. Für ihn war Opus 106 weder technisch noch ästhetisch je ein Problem. Ihm gilt es als »Riesenwerk«, als »umfassendes Musikstück, nicht als halb Seelenmarter, halb Bravourstück, dessen Außensätze man mit zusammengebissenen Zähnen ins Publikum schleudert.«

Die beiden Außensätze, besonders der hintere, die berühmte Fuge, provozieren denn auch eine besondere Reibung zwischen den Diskutanten. »Ich habe deren

zu Dutzenden in meiner Studienzeit gemacht«, sagte Beethoven über die Fuge im allgemeinen, »aber die Phantasie will auch ihr Recht behaupten, und heutzutage muss in die althergebrachte Form ein anderes, wirklich poetisches Moment kommen«. Gülke, der wie viele andere offenbar Probleme hat, in dieser Fuge Poesie zu bemerken, hält dem, anfechtbar beethovenkritisch, entgegen: »Auf welche Weise wusste man sich damals »weiter« als Bach, hat man jenes »poetische Moment« auch bei ihm vermisst? Wie defizitär erscheint eine Form, der auf diese Weise aufgeholfen werden muss?« Und Brendel nach einer feinen kleinen – freilich eindeutig vom modernen Konzertflügel her gedachten – Abhandlung zum Thema »Klavierklang« antwortet aus London mit einem Bekenntnis: »Die harmonischen Vorgänge, die man immer noch hören sollte, die thematischen und motivischen Zusammenhänge, die tonale Konstruktion des ganzen Werkes (B-Dur: Tonart des Lichts, h-Moll: Beethovens »schwarze Tonart« – Licht und Finsternis, Gut und Böse) – Opus 106 ist doch in den Außensätzen ein helles Stück, und das Fugenthema wie auch das Anfangsthema im ersten Satz mit seinen Dezimen und Terzen vermitteln mir nicht Krampf und Zwang, sondern Enthusiasmus.« So wirkt der subjektive Faktor noch in den Seelen zweier zu praktisch wie theoretisch gegündeter höchster Objektivierung fähiger Künstler.

Bezaubernde Lösungen

Wenn Brendel uns den persönlichen Blick ins Tastenspielerhandwerk auch nicht gönnen will – aus dem pianistischen Nähkästchen plaudert er gelegentlich schon, wenn es sich ergibt. So vergleicht er Schuberts und Beethovens Art der Niederschrift: Schuberts Notation »war noch weitgehend altmodisch (...). Auf der anderen Seite ist seine Dynamik in ihrem Umfang utopisch. (...) Im Gegensatz dazu ist Beethovens Notation modern und pragmatisch.« Allerdings »gibt es ein Paar schwer erklärbarer Ausnahmen, Stellen, die, wörtlich genommen, unspielbar sind: im ersten Satz des C-Dur-Konzerts die hinabstürzende Tonleiter in Oktaven unmittelbar vor der Reprise oder der unmögliche Fingersatz im ersten Satz der Sonate op. 2 Nr. 2. Es scheint, als hielte der Schöpfer der Eroica uns hier zum Besten.« Hammerflügelspieler, das ergab mein Anruf bei einem befreundeten Spezialisten für das Spiel auf alten Instrumenten, melden da Widerspruch an. Aber hinsichtlich der alten Instrumente lässt sich Brendel auf Debatten nicht ein; zu Offenheit oder gar Verständnis für die Hammerflügel und Pianofortes, auf denen Beethoven und Schubert selbst ihre Musik erdachten und spielten, mag er sich nicht durchringen.

Die »exemplifizierende Musik« – so nennt Gülke, wenn ich es richtig verstehe,

die Eigenschaft der Musik, Mitteilung zu sein, Botschaften, Bilder zu übermitteln und Assoziationen zu wecken –, jene »exemplifizierende Musik« also sei »mit der Wahrnehmung von Inhalten noch längst nicht am Ende (...), die das »denotierende« Wort dank hartherzig konturierter Begrifflichkeit längst erledigt hat«. Ein wunderschönes Beispiel dafür, wie er selbst so ewig ungenügende wie bezaubernde Lösungen für das Problem findet, Musik in Worte zu fassen, gibt Gülke mit einem großen Mitweimarer, dem Herrn von Goethe: Im von Schubert vertonten Gedicht »Suleika I« aus dem »West-östlichen Diwan« geht Suleika der Mund über, wenn sie vom Geliebten spricht, »die doppelstrophige Ordnung – zwei Textstrophen in einer musikalischen – wird verlassen, mit der Nennung des »Vielgeliebten« erreicht die Musik in einer emphatischen Kadenz die Tonart Fis-Dur, sie wird sie in 44 verbleibenden Takten nicht mehr aufgeben. Suleika redet sich (...) in die Einsamkeit derer hinein, die mit ihrer Liebe allein sein wird, sie redet, wenn auch von ihm, nur noch mit sich selbst, rettet ins zugleich sich zurücknehmende Singen, was verlorengehen wird, und versinkt in ihm, verdeutlicht in zunehmend tiefen Lagen. Welch vorausahnende Hellsicht angesichts dessen, was lebensgeschichtlich zugrunde lag – die poetisch-erotische Begegnung Goethes mit Marianne von Willemer, von der das Gedicht stammt; hiervon konnte Schubert nichts wissen.«

Ein Verzeichnis der meist verstreut erwähnten und mit klugen Gedanken, teils mit Analysen und Anekdotischem bedachten Musikwerke im Anhang wäre ein Gewinn für das Buch gewesen; es ließen sich darin – auch wenn es eher kurz ausfiele – vor dem Anhören erwähnte Werke nachschlagen.

Trotz der Menge an Kostproben: Ich habe nicht zuviel verraten, nur einen Bruchteil aus der Fülle eines anregenden Gedankenaustauschs in Buchform. Ein letzter Ausschnitt mit einer launigen Pointe: Gülke stellt die Frage, was denn wohl gewesen wäre, hätte der 1797 geborene Schubert länger als 31 Jahre gelebt, und antwortet selbst: »Er hätte bloß 75 Jahre alt werden müssen, um »Tristan« zu erleben. Wer weiß, ob Wagner den Tristan dann so komponiert hätte, Schumann seine Sinfonien, Brahms seine frühe Kammermusik! Schubert war nur wenige Tage älter als Kaiser Wilhelm I., der bis 1888 regiert hat. Wie sehr immer Spekulation ist, was die Entwicklung des Komponierens angeht: Eine Überlegung ist's wert, schon um (...) zu ermessen, was für eine Katastrophe dieser frühe Tod für die Musik gewesen ist, am ehesten vergleichbar den Toden von Purcell und Mozart. Sie, Herr Brendel haben mal gesagt, sie seien wütend ob dieses frühen Todes.« – Brendel: »O ja, es gibt Dinge, die ich nicht verzeihen kann.«

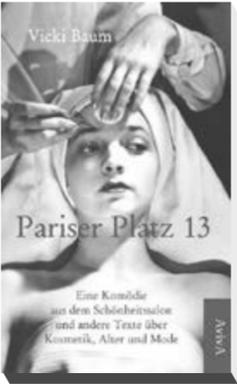
Alfred Brendel/Peter Gülke: Die Kunst der Interpretation. Gespräche über Beethoven und Schubert. Bärenreiter-Verlag/J. B. Metzler, Kassel/Berlin 2020, 193 Seiten, 29,99 Euro

Stefan Siegart ist Autor und Zeichner und lebt in Hamburg. Er schreibt regelmäßig im Feuilleton der jungen Welt, zumeist über Musik. Auf diesen Seiten erschien zuletzt in der Ausgabe vom 23. Januar 2021 »Und alles stimmt zusammen. Fran- nius und Florian Boeschs Liederalbum »Alles wieder gut«.

Uwe ■ Von Rattelschneck



Unter den Einsenderinnen und Einsendern des richtigen Lösungsworts bis Mittwoch, 31. März, an *junge Welt*, Torstr. 6, 10119 Berlin, oder per E-Mail an redaktion@jungewelt.de verlosen wir zweimal das Buch:

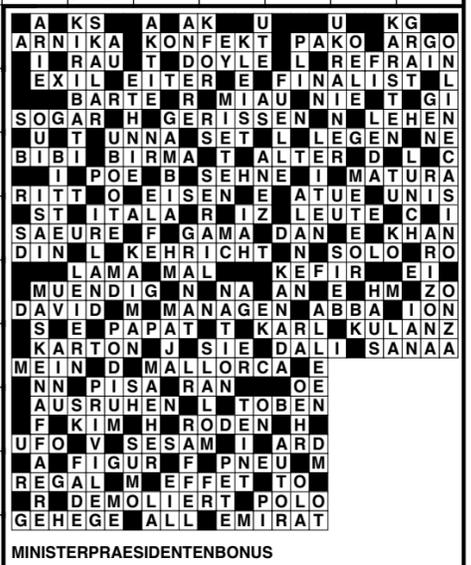


»Pariser Platz 13 – Eine Komödie aus dem Schönheitssalon und andere Texte über Kosmetik, Alter und Mode« von Vicky Baum, erschienen bei Aviva.

Das Buch »Eurovisionen« vom Redaktionskollektiv der Hamburger Ortsgruppe der Roten Hilfe e.V. (Hg.), erschienen bei Laika, haben gewonnen: Petra Lehmann aus Trebbin und Klaus Weber aus Neuried.

Teilnahmebedingungen: Ihre Daten werden ausschließlich zur Bearbeitung der Verlosung genutzt. Sie werden nach einer Woche wieder gelöscht, die der Gewinner nach drei Monaten. Mit der Teilnahme erklären Sie sich im Falle eines Gewinnes mit der Veröffentlichung Ihres Namens und Wohnortes in der Tageszeitung *junge Welt* (Print- und Onlineausgabe) einverstanden. Bitte beachten Sie, dass Prämien nur verschickt werden können, wenn eine Postadresse angegeben ist. In Ausnahmefällen kann eine Prämie nicht mehr verfügbar sein. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Edelsteinimitation	leicht-sinniger Fahrer	lockeres Manganerz	poln. Männername	ital. Komponist, † 1835	Laubbaum	Teil der Blüte	üblicher Tagesablauf	Sternforscher	runde Fleisch-schnitte	religiöse Glaubensgruppen	Ballaststoff	Kobold	Tanzbewegung (franz.)																																																																																														
Lärm um nichts (ugs.)	5	Präsentation (Kw.)	Vorname Zolas, † 1902	10	kleine Imbisse	fehlerfrei	19	ohne zu handeln	Winkelmaß	Ruderlager	dünne Pfannkuchen	Sportgröße	3	Stadt in Mexiko	Hutrand	persönliches Ansehen	16	Wollteppichart (orient.)	setzt US-Präsident nahtlos fort	unbestimmt	Briefumschlag	Pfandflaschen	8	int. Kfz-K. Argentinien																																																																																			
Schiffswand	eh. Erzbischof v. Canterbury	alkohol. Hopfengetränk	Wollteppichart (orient.)	18	antikes Reich in Äthiopien	junger Seehund	dicker Schlagstock	20	veraltet: Predigt	6	Hptst. von New Mexico (Santa...)	großer Nachtvogel	Vorname des Weltreisenden Polo	Körperbauspezialist	Begründer des Christentums	18	große Dummheit	Verheimlichtes	Westeuropäer	12	ein Werk Heines (... Troll')	Ehrenname der röm. Kaiser	Brücke in Venedig	ein Bindewort	deutsche Vorsilbe	von der Regel abweichend	Spachtelmasse	14	Teil des Pilzes	Währung auf Kuba	Wildschweinschar	englisch: Friede	walten	Leichtmetall	Marke für Corona-Lockerungen	Erinnerungsstück	japanisches Heiligtum	15	Stadt an der Weißen Elster	jüdische Schläflocken	aktiv, wirkend	altes niederl. Längenmaß	biblische Figur (A.T.)	zusammengehörte zwei	griech. Verwaltungsbezirk	Fakultätsvorsteher (Mz.)	Überreicher	13	Phänomen bei Laptop-Arbeit	Phänomen bei Laptop-Arbeit	alt, wirkend	altes niederl. Längenmaß	biblische Figur (A.T.)	zusammengehörte zwei	Abk.: Zementmörtel	thailändische Währung	gleichzeitig	zentral	Phänomen bei Laptop-Arbeit	Phänomen bei Laptop-Arbeit	alt, wirkend	altes niederl. Längenmaß	biblische Figur (A.T.)	zusammengehörte zwei	Wunschbild	errichten	Felsen im Meer	Fremdwortteil: Million	Zehnpfennigstück	2	französischer Autor † (Jules)	unbescholten	grüne Edelsteine	Abstimmung	griechischer Buchstabe	viel zahlen (ugs.)	süßer Brotaufstrich	11	obgleich	Fragewort	bayrisch: ruhig	optisch zum Filmen geeignet	antikes Pferdagespann	9	persönliches Fürwort	ein Salbinstrument	Winter-sportort in Voralberg	Metallrad am Reittiefel	Fremdwortteil: über, oberhalb	chinesischer Politiker († Peng)	franz.: Weihnachten	Freizeitpark in Wien	magische Silbe der Brahmanen	Vorname der Pfaf †	Abk.: Gesamtregister	Teil der Bibel (Abk.)	Abk.: zum Exempel	Lebenshauch	Rabenvogel	niederländisch: eins	kleines Gerätehaus	franz. Autor, † (Marquis de ...)	franz.: Weihnachten	ein-farbig	Wolfspinne	21	21



Cooler Wampe ■ Von Maxi Wunder

Camembert an Rotweingelee

»Und wie sollen wir uns verteidigen, wenn's ernst wird?« fragt Udo gereizt. Roswitha holt mit spitzen Fingern eine Schachtel aus der Speisekammer. »Biologische Waffe aus Frankreich!« verkündet sie. Atemberaubender Gestank verbreitet sich in der Küche.

Ich bin ein Verfolgter des Merkel-Regimes!« Udo knallt die Tür hinter sich zu. Unsere Tür. Denn der Chef ist vergangenen Sonntag fluchtartig in unsere Mädchenkammer gezogen. Seitdem er der Bundesregierung einen pampigen Brief geschrieben hat, beherrschen ihn Angstgefühle. »Die holen mich ab! Kann ich mich bei euch verstecken?« Anlass für seine übermütige Kontaktaufnahme mit dem Kanzlerinnenamt war die Lektüre einer schnöden »Unterrichtung durch die Bundesregierung«, die in »Querdenker«-Kreisen bekannte »Drucksache 17/12051« vom 3. Januar 2013, einzusehen auf pdk.bundtag.de. Darin heißt es auf Seite 60: »Das Ereignis beginnt im Februar in Asien, wird dort allerdings erst einige Wochen später in seiner Dimension (...) erkannt. Im April tritt der erste identi-

fizierte Modi-SARS-Fall in Deutschland auf. Dieser Zeitpunkt bildet den Ausgangspunkt des vorliegenden Szenarios. (...) Der Erreger stammt aus Südostasien, wo der bei Wildtieren vorkommende Erreger über Märkte auf den Menschen übertragen wurde. Da die Tiere selbst nicht erkrankten, war nicht erkennbar, dass eine Infektionsgefahr bestand. Durch diese zoonotische Übertragung in Gang gesetzte Infektketten konnten nur retrospektiv nachvollzogen werden (...). Zwei der ersten Fälle, die nach Deutschland eingeschleppt werden, betreffen Personen, die sich im selben südostasiatischen Land angesteckt haben. Eine der Personen fliegt noch am selben Abend nach Deutschland (...).«
»Wie hell-sichtig! Das haben die schon vor sieben Jahren gewusst. Das nennt man Plandemie! Zwei Existenzen hat mich das

gekostet. Anstatt die Katastrophe zu verhindern, spielen die ein Drehbuch von 2013 durch. Und ihr wollt das einfach nicht kapieren, ihr Covidioten!«
»-innen, bitte!« Krach! Udo schmeißt die nächste Tür. Um ihn zu beruhigen, gründen wir feierlich die »Plauener Kommune«, die bestimmt nicht »an ihrer Sanftmut scheitern« wird wie das Pariser Vorbild 1871. »Und wie sollen wir uns verteidigen, wenn's ernst wird?« fragt Udo gereizt. Roswitha holt mit spitzen Fingern eine Schachtel aus der Speisekammer. »Biologische Waffe aus Frankreich!« verkündet sie. Atemberaubender Gestank verbreitet sich in der Küche. »Import aus der Normandie von unserer Freundin Hélène. Er sei ein Gedicht, dieser Camembert.«
Einen halben Liter Rotwein mit einem Sternanis und einem Zweig Rosmarin

erhitzen und auf 300 ml einkochen. 100 g Gelierzucker dazugeben und fünf Minuten sprudelnd kochen lassen. Die Flüssigkeit in eine flache Schale füllen, vollständig abkühlen lassen und im Kühlschrank zugedeckt über Nacht fest werden lassen.
Beide Seiten eines gereiften Rohmilchcamemberts mit je zwei Stielen Estragon, Thymian, Rosmarin und zwei Lorbeerblättern belegen, die Kräuter mit Küchengarn fixieren. Das Rotweingelee in Würfel schneiden. Öl in einer Pfanne erhitzen, den Käse darin bei mittlerer Hitze pro Seite ein bis zwei Minuten braten. Käse anrichten, mit dem Bratöl beträufeln und die Geleewürfel dazugeben. Dazu Baguette.
»Ah, vive la Kommune!« Udo ist sediert und räumt freiwillig die Küche auf. Hoffentlich holen die ihn nicht ab!